

## I LIKE TO WALK ALONE

---

Ich will, ich muss mit einer höchst persönlichen Bemerkung beginnen. Der Text, den Sie hier lesen, stammt von einem Schreiber, den es nach Ansicht unseres obersten Gesetzgebers gar nicht geben darf, weil er weder geimpft noch genesen und trotzdem nicht verstorben ist. Mit meinen achtzig Lebensjahren gehöre ich zu jener hoch vulnerabel genannten Bevölkerungsgruppe, die vor Unpässlichkeiten zu bewahren dem Bundesgesundheitsminister keine Ausgaben zu hoch, keine Vorschriften zu hart und keine Voraussetzungen zu absurd erschienen sind. Da ich nun aber, Karl Lauterbachs Voraussagen zum Trotz, immer noch am Leben bin, möchte ich diese persönliche Vorbemerkung um einen ebenso persönlichen Wunsch ergänzen: dass dieser Mann, der sich in seinem Beruf, in seinem Amt oder in beidem geirrt hat, so schnell wie möglich von der Bühne verschwindet. Das wäre nun wirklich einmal etwas von dem, was uns die Bundesregierung, seit sie vor einem Jahr ins Amt gekommen ist, pausenlos verspricht, ein echter Fortschritt.

Lauterbach hatte das Pech, sein Amt zu einem Zeitpunkt anzutreten, an dem von ihm und seinem Haus etwas verlangt wurde. Die Ankündigung, es mit allen Übeln dieser Welt aufzunehmen und selbst die größten Herausforderungen bestehen zu wollen, gehört zwar zum Grundwortschatz des deutschen Berufspolitikers; die Erfahrung, ihnen dann doch nicht gewachsen zu sein, aber leider auch. Die Mehrzahl der Kabinettsmitglieder lässt den Laden laufen und baut auf die Routine ihrer Mitarbeiter – und tut gut daran. Man hört von ihnen wenig oder nichts, und das heißt eben auch: nichts Böses. Muss man den für Bildung und Wissenschaft, für Umwelt und Wohnungsbau, für Familie und Gedöns zuständigen Amtsinhaber\*innen nicht dankbar dafür sein, dass kaum einer ihre Namen kennt. Ich jedenfalls kenne sie nicht, will sie auch gar nicht kennenlernen, weil ich aus sechzehn Merkel-Jahren gelernt habe, dass Untätigkeit immer noch das Beste ist, was man vom Inhaber eines hohen Regierungsamtes erwarten darf. Oder sehnt sich jemand zurück nach Peter Altmaier, dem Wirtschaftsminister, der immerzu nach irgend-

welchen Hebeln griff, und meistens nach den falschen? Politiker, behauptet die Schmähkritik, seien damit beschäftigt, Probleme zu lösen, die wir ohne sie gar nicht hätten. In Sachen Altmaier hat das einiges für sich.

Aber der Fortschritt geht weiter, und das erkennen wir an der Rhetorik unserer Spitzenpolitiker. Dass sie vergesslich sind, wenn sie über Höhe und Herkunft von Parteispenden Auskunft geben sollen, wussten wir schon. Wir erinnern uns an Helmut Kohl, der sich auf eine *absence*, einen Blackout, wie er das nannte, berufen hatte, um weiteren Nachfragen zu entkommen. Wie man es besser macht, hat uns jetzt Olaf Scholz gezeigt. Danach gefragt, was er als Erster Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg dazu beigetragen haben könnte, dass ein befreundeter Bankier die Millionen-Buße, die ihm wegen unsauberer Steuergeschäfte auferlegt worden war, nicht zu bezahlen brauchte, berief Scholz sich nicht etwa auf einen vorübergehenden, sondern auf einen dauerhaften, einen Totalausfall seines Erinnerungsvermögens. Er wusste gar nichts mehr und gab auf wiederholte Fragen keine Antwort – auch ein Fortschritt.

Die Bundesregierung hat uns noch mehr davon versprochen, und wir erleben ihn in mancherlei Gestalt. In der eines Arbeitsministers zum Beispiel, der das Recht auf Arbeit durch das Recht auf Faulheit ersetzen will. Das gab es zwar schon immer, musste bisher jedoch auf eigene Rechnung und Gefahr wahrgenommen werden, war deshalb immerzu mit Opfern, Rückschlägen und Entbehrungen verbunden, die aber als gerecht, sozial gerecht empfunden wurden: »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen«, hatte der Apostel Paulus gelehrt. Er war der Ansicht, dass ein gewisser Druck die Arbeitswilligkeit erhöht, und konnte sich dafür auf mancherlei Erfahrungen berufen.

Das soll nun anders werden. Das neue, progressive Sozialrecht will nicht die Arbeit, sondern den Konsum fördern, spricht deshalb auch nicht mehr von Arbeitslosen-, sondern von Bürgergeld, das jedem in die Hand gedrückt wird, der sie aufhält, unabhängig davon, ob und was er zum allgemeinen Wohlstand beigetragen hat oder beitragen will. In dieser Richtung geht es

weiter: Fortschrittlich ist eine Innenministerin, die das Asylrecht unterläuft. Fortschrittlich ist ein Gesundheitsminister, der die Pharmaindustrie subventioniert. Fortschrittlich ist ein Wirtschaftsminister, der die Bäcker dazu anhält, mit dem Backen aufzuhören. Fortschrittlich ist ein Finanzminister, der die Staatsverschuldung in immer neue, ungeahnte Höhen treibt, und so weiter: *Mehr Fortschritt* kennt nun einmal keine Grenzen.

Die Verfassung schon. Sie ist konservativ, also lästig. Mit ihren Kautelen, Auflagen und Verboten steht sie dem Durchregieren, von dem die Machtliebhaber träumen, überall im Wege. Sie soll, sie muss deshalb durch etwas Handlicheres, Weicheres, Unbestimmteres ersetzt werden; und das sind die *Werte*. Werte kennt auch das Grundgesetz, erwähnt sie auch an prominenter Stelle, nimmt sie sogar zum Ausgangspunkt für eine Fülle von höchst konkreten Vorschriften, von *checks and balances*, die allesamt den Zweck verfolgen, den Übermut der Herrschenden zu zügeln. Fortschrittliche Politiker\*innen wie Annalena Baerbock fühlen sich dadurch beengt. Deshalb greifen sie nach den Werten, denn wer sich auf die beruft, ist allemal fein raus. Er muss dann nichts mehr erklären, hat keinen Widerspruch zu befürchten – wer ist schon gegen Werte? – und schafft sich freie Hand in jede Richtung. Mit ihrer originellen Bemerkung, sie werde Waffen liefern, egal, was ihre deutschen Wähler davon hielten, hat Frau Baerbock, wahrscheinlich unbeabsichtigt, die Katze aus dem Sack gelassen. Werte muss man nicht mehr begründen, an Werte muss man glauben.

Was der Wissensgesellschaft fehlt, ist nicht das Wissen – davon hat sie genug, mehr als genug –, sondern der Glaube, der felsenfeste Glaube, der Berge auch dorthin setzt, wo keine sind. Den hatte die alte Kirche für ihre Wundererzählungen genauso nötig wie die neue für ihren *Great Reset*. Um in Karl Lauterbach den Mediziner, in George Soros einen Philanthropen, in Claas Relotius einen Journalisten oder in Claudia Roth die Kulturbeauftragte des Bundes zu erkennen, muss man vor allem glauben, glauben *wollen* – an wen und an was, darüber belehren uns die Kirchenväter der modernen *Wokeness*-Religion. »Weniger Verstand, mehr Glaube!« hatten die Römer ihrem Oberherrn, dem Papst zugerufen, als der sich anschickte, sie mit den Einrichtungen der Gegenreformation – dem Heilige Offizium, der Inquisition und den feierlichen Autodafés – zu beglücken. Sie meinten das im Spaß, aber der Klerus, auch der moderne Klerus, lässt nicht mit sich spaßen, er meint es ernst.

Es lohnt sich, die Errungenschaften der *Wokeness*-Religion, wie sie in Deutschland Mode geworden ist, in den Begriffen und Vorstellungen des frühneuzeitlichen Kirchenlebens abzuhandeln; man kommt dabei erstaunlich weit. Wie damals zerfällt die moderne (oder postmoderne) Welt in Gut und Böse, Gott und Teufel, Gläubige und Ungläubige, *tertium non datur*. Zwar bilden die Ungläubigen kein einheitliches Milieu, sie zerfallen ihrerseits in Hussiten und Waldenser, Lutheraner und Reformierte, Puritaner, Aufklärer und freie Geister, für die sich allerdings (und das nicht nur aus Gründen der Sprachökonomie) der Sammelname *Nazis* eingebürgert hat. Er bedeutet rein gar nichts mehr; doch eben deshalb, als Allzweckwaffe, die gegen jeden abgefeuert werden kann, hat er sich weltweit durchgesetzt, über alle System- und Sprachgrenzen hinweg. Jeder kann jeden Nazi nennen, Wladimir Putin seine Feinde genauso wie seine Feinde ihn. Der Name passt auf alles, was einem aus irgendwelchen Gründen *nicht* passt.

Der Anti-Nazi lobt die Gleichheit, pocht aber auf Unterschiede. Wo alle gleich sind, zelebriert er das Eigene – das eigene Geschlecht, die eigene Marotte, den eigenen Spleen – mit Inbrunst. »Du solltest dein Leben nach einmaligen, nur für dich geltenden Maßstäben entwickeln, oder du wirst in der Hölle des Spießertums hier auf Eden schmoren«, lautet der von Ulrich Beck verkündete *lebensästhetische Imperativ*, dem seine Fan-Gemeinde bis heute nachlebt. Der Gläubige sucht nach dem Besonderen, dem Ungewöhnlichen, dem Auffälligen – und findet es in Form von Speisevorschriften (vegan, halal, laktosefrei, freitags nur Fisch), Kleiderregeln (Turban, Kippa, Schleier und so weiter) oder ausgefallenen Frisuren (*dreadlocks*, Schläfenlocken und Tonsur) – durchaus keine Äußerlichkeiten, sondern Distinktionsmerkmale, die gegen Anders- oder Ungläubige hartnäckig verteidigt werden.

Das wichtigste Distinktionsmerkmal ist und bleibt jedoch die Sprache. Sie unterscheidet nicht nur den Menschen vom Tier, sondern auch den einen vom anderen, je nachdem, ob er Hochdeutsch oder Slang spricht. Sprache verrät, wo man herkommt und wo man steht, sie definiert Gruppenzugehörigkeit und den sozialen Status. Die Reformpädagogen hatten das zum Anlass genommen, zwischen *elaborated* und *restricted code* zu unterscheiden und den einen gegen den anderen auszuspielen, um Gleichheit, *Chancengleichheit* herzustellen. Ihre Nachfolger, die Sprachreformer, wollen das Gegenteil, sie wollen den Abstand zwischen *Uns* und *Denen* markieren, nach Möglichkeit

erweitern. Deswegen bekämpfen sie das generische Maskulinum, bestehen auf *gegenderten* Wortformen, dem großen Binnen-I, dem Unterstrich und ähnlichen Kapriolen – Schreibweisen und Lesezeichen, die klar machen: Wir gehören dazu! Und ihr nicht!

Die neuen Kirchenlehrer kennen ihren eigenen Festkalender, auf dem der Christopher Street Day ganz weit oben steht. Sie verehren ihre eigenen Heiligen, die sie zur Ehre von Straßenschildern erheben, auch wenn sie niemand kennt. Sie verfügen über ihren eigenen *Index librorum prohibitorum*, auf dem die bösen Buben landen, die Kinder dazu verlocken, sich über Fastnacht als Indianer zu verkleiden. Haben sie das getan und sich eines Hassverbrechens schuldig gemacht, kommen sie vor das Inquisitionsgericht, das nicht nur anklagt, sondern auch verurteilt. Der Sünder muss büßen und bereuen, und das tut er, indem er sich einem der vielen staatlich subventionierten Aussteigerprogramme unterzieht. Hat er das hinter sich und die abschließende Glaubensprüfung überstanden, darf er in die Gemeinde zurückkehren, vorausgesetzt, er hat den Irrlehren ein für alle Mal abgeschworen.

Bekräftigt wird das Ganze durch das Wunder. »Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind«, das wusste schon die alte Kirche, und weil die alte keine Wunder mehr zulässt, produziert die neue davon umso mehr. Sie hat Pazifisten hervorgebracht, die nach Waffen rufen; Liberale, die den freien Markt bekämpfen; Unternehmer, die von Subventionen leben; und Umweltschützer, die die Landschaft ruinieren. Es gibt jetzt Linguisten, die nicht sprechen können, Schriftsteller, die nichts zu sagen haben, und Analphabeten, die ganze Bücher vollschreiben. Es gibt Familien, die auf Kinder, Parteien, die auf Mitglieder, und Demokraten, die auf Wähler verzichten. Es gibt Menschenfreunde, die Flüchtlinge kujonieren, Bischöfe, die sich mit Schleppern einlassen, und Humanitäre, die Gewalt herrschern die Füße küssen. »O Voltaire!« hatte Nietzsche gestöhnt, »O Humanität! O Blödsinn!«

Vielleicht; dann aber Blödsinn mit Methode. Wer die Wunderwelt, die sich da auftut, auf Humbug reduziert, hat den Witz der Sache nicht verstanden. Die neuen Glaubenswächter wissen, was sie tun, sie haben der Kirche ihr wichtigstes Geheimnis abgelauscht, das da lautet: Je größer die Zumutung, je törichter die Behauptung, je offenkundiger der Widerspruch zum unvernagelten Verstand, desto gewaltiger der Triumph, wenn der Betrug gelingt, das Wunder geglaubt, als Ausdruck einer höheren Vernunft verehrt und angebetet wird. Zu glauben – nicht *obwohl*, sondern

*weil* es absurd ist, in dieser Formel kulminierte ja nicht zufällig der Machtanspruch der mittelalterlichen Kirche. Den modernen Kirchenlehrern, die in Berlin und anderswo den Ton angeben, dient dieser Satz als strategisches Konzept. Um die Unmündigen zu gewinnen, kann man ihnen gar nicht genug zumuten, kalkulieren sie, *mundus vult decipi*. Und haben sie nicht Recht damit?

Als das Heilige Offizium von Galilei den wohlbekanntesten Widerruf verlangte, hatte es leichtes Spiel. Zwar hatte es die – damals noch ziemlich jungen – Naturwissenschaften gegen sich, den Augenschein jedoch für sich. Denn der zeigt eine Sonne, die im Osten auf- und im Westen wieder untergeht, Tag für Tag, sich also tatsächlich um die Erde zu drehen scheint. Die Bibel und der Augenschein, das genügte den frommen Vätern, um am ptolemäischen Weltbild festzuhalten. Verglichen damit haben es die modernen Glaubenswächter schwer, sie haben nicht nur die Naturwissenschaften, sondern auch die Erfahrung gegen sich, die jedermann, vielleicht auch jede Frau darüber belehrt, dass es biologisch gesehen nur zwei Geschlechter gibt, ein männliches und ein weibliches (was Überschneidungen nicht ausschließt, die aber kein drittes, viertes oder fünftes Geschlecht ergeben, sondern bloß Mischformen aus beiden).

Eben damit wollen sich die Roten, die Grünen und die Gelben aber nicht abfinden. Hier liegt der Kampfplatz, auf dem sie siegen oder sterben wollen. Wenn das Volk, die Laien und Dilettanten, hier kuschelt, sagen sie sich, dann haben wir gewonnen, dann werden sie alles schlucken. Sie werden weder sich noch der Logik noch dem Augenschein vertrauen, sondern uns. Ihr Vorbild ist O'Brian, der Quälgeist aus George Orwells *1984*, der mit seinen Schikanen erst in dem Moment aufhört, in dem sein Opfer, der hilflose Winston Smith, wimmernd einräumt, dass zwei mal zwei auch fünf sein könne. Erst wenn es die führende Rolle der Partei (in Deutschland: *der Parteien*) anerkannt hat, wird das Volk (nach Heiko Maas: der Mob, das Pack, das Gesindel) in Ruhe gelassen.

Ich habe mich oft gefragt, was Kant zu der merkwürdigen Ansicht bestimmt haben könnte, dass eine patriarchalische, vom Wohlwollen gegen das Volk getragene Regierung die ärgste von allen Tyrannen sei. Nach einem Jahr unter der Fuchtel eines Regimes, das eine Ausgleichszulage, einen Preisdeckel, ein Rettungspaket nach dem anderen beschließt, um der sozial genannten Gerechtigkeit aufzuhelfen, glaube ich es zu wissen. Der wohlwollende, auf Eingriff und

Ausgleich versessene Staat versteht sich als den guten Hirten, der seine Herde beieinander hält – aber nicht, weil er sie liebt, sondern weil er sie so am besten scheeren kann. Die Schafe begreifen das nicht, sie folgen ihrem Herrn – aber nicht, weil der gut, sondern weil sie Schafe sind. Dass sie für die Wohltaten, die ihnen zuteilwerden, selbst aufgekommen sind oder noch aufkommen müssen, wissen sie nicht, wollen sie auch gar nicht wissen. »Die Unwissenheit gibt uns Ruhe, die Lüge Glück«, bemerkt der Biedermann bei Anatol France, um sich über die Gräueltaten der Französischen Revolution hinwegzutrusten. Der Wohlfahrtsbürger meint das auch.

»Der Mensch ist gut, *aber die Leut san schlecht*«, sagt man in Süddeutschland. Wenn auch schon nicht für schlecht, halten die Vorkämpfer der Zivilgesellschaft die Leute aber doch für schwach und ziemlich dumm, zu dumm jedenfalls, um für sich selbst zu sorgen. Sie brauchen einen Vormund, der sie vor den Launen des Schicksals und den Widrigkeiten des Lebens bewahrt – den Wohlfahrtsstaat, der die Wohlfahrt dadurch fördert, dass er den Bürgern die Hälfte ihres Einkommens wegnimmt und Dankbarkeit erwartet, wenn er ihnen ein Trinkgeld zurückgibt. *You never walk alone*, hat der Kanzler seinen Wählern zugerufen; und macht die Drohung wahr. Der Bürger soll nicht allein gehen, stehen, essen, schlafen oder duschen. Selbst auf dem Weg zur Dusche steht einer neben ihm, drückt ihm den Waschlappen in die Hand (in Schwaben der Ministerpräsident persönlich) und passt auf, dass er weder zu lang noch zu warm duscht. Er hat ein Recht darauf, von seiner Führung gehegt und gepflegt zu werden, so seinerzeit schon Robert Ley.

Ich dusche allerdings ganz gern allein. Ich brauche keine Aufseher und keine Betreuer, keine Rat- und keine Unratgeber. Ich kann und will für mich und die Meinen selbst einstehen – und könnte das auch ganz gut, wenn mich der Staat nur ließe. Er lässt mich aber nicht. Er zwingt mich zur Teilnahme an irgendwelchen Vorsorge-, Ertüchtigungs-, Gesundheits-, Versicherungs- und Impfprogrammen, deren Unschädlichkeit genauso dubios ist wie ihr Nutzen. Sicher ist nur, dass sie viel kosten.

Und damit ist nun jene Grenze überschritten, die jede, auch die ehrgeizigste Regierung respektieren muss, um ihrerseits respektiert zu werden. In diesem Punkt ist Thomas Hobbes, der Panegyriker des starken Staates, völlig klar: Sollte der Machthaber, schreibt er in seinem *Leviathan*, von einem Bürger verlangen, sich zu verstümmeln, zu verletzen oder einen Angriff

auf seine Gesundheit tatenlos hinzunehmen, »so steht es dem Bürger frei, dies zu verweigern«. Das habe ich getan und werde das auch weiter tun. Auch die Befehlsgewalt hat ihre Grenzen, erst recht natürlich da, wo sie in so bedauernswerter Gestalt daherkommt wie Karl Lauterbach.

Wir leben in einem hochmodernen Klassenstaat. Die politische Klasse (die sich inzwischen selbst so nennt) denkt an sich, wenn sie vorgibt, an andere zu denken. Keiner hat das so offen ausgesprochen wie Klaus Wowereit, der ehemals Regierende Bürgermeister von Berlin. Für ihn besteht die Politik aus Kungelrunden, bei denen in irgendwelchen Hinterzimmern darüber entschieden wird, wer im Theater welche Rolle spielen darf: Ob er sie auch beherrscht, ist belanglos. Das wirklich Spannende im politischen Geschäft sei doch die Frage, welche Deals hinter den Kulissen liefen, um Mehrheiten zu organisieren – Mehrheiten wofür, um welchen Preis und mit welchen Folgen für den Bürger, darüber verliert der Mann kein Wort. Den Bürger gibt es gar nicht mehr.

Jedes Land hat die Regierung, die es verdient, sagt ein Sprichwort. Nicht jedes, möchte ich ergänzen. Manche Städte und manche Länder werden schlechter regiert, als sie es verdient haben.